

# Ich habe Spaß an Arbeit und Macht

In Nordelbiens Kirchen tobt der Streit um Ehe, Familie und homosexuelle Paare. Mittendrin: Elisabeth Lingner, Präsidentin der Synode

Von Wilfried Köpke

Erschienen in der ZEIT  
am 20. Oktober 1995

Privat, schlank in Jeans, weißer Bluse, die Hand beim Reden häufig im dunkelblonden Haar, wirkt Elisabeth Lingner verletzlicher, als sie es nach den Konflikten des vergangenen Jahres sein dürfte. Konservative Christen verlangen ihren Rücktritt als Präsidentin der Synode der nordelbischen evangelisch-lutherischen Kirche.

Hamburger Hauptpastoren und prominente Christen wie Hans Apel oder Handwerkskammerpräsident Dieter Horchler schrieben Anfang Oktober einen offenen Brief an die 140 Mitglieder des Kirchenparlaments: Sie warnen vor einem „quasi-katholischen Amts- und Lehrverständnis“. Als bedrohlich wird eine Präsidentin empfunden, die mit ihren parteilichen Äußerungen in Kirche und Medien das Selbstbewußtsein der mehrheitlich liberalen Synode gegenüber den Bischöfen stärkt.

Im kommenden Frühjahr werden die Synodalen über nichteheliche Lebensgemeinschaften beraten, ein Thema, das die Pastoren gerne für sich reservieren wollen.

Elisabeth Lingner hat bereits vor über einem Jahr den kirchlichen Segen für Schwule und Lesben gefordert. Als der Schleswiger Bischof Hans Christian Knuth vergangene Woche das uneheliche Zusammenleben der designierten Flensburger

Pröpstin Jutta Gross-Ricker mit ihrem Freund, einem Pastor, als Amtspflichtverletzung abkanzelt, hat Nordelbiens Synodenpräsidentin betont, daß das Leben weiter sein könne als ein kirchlicher Beschluß.

„Ich lebe in sehr säkularen Bezügen“, erklärt sie, von Beruf Leiterin des Hamburger Amtes für Soziales und Rehabilitation, „und das bestimmt mich.“ Sie wolle für eine offene, zeitgemäße Kirche werben. Und sie, der vorgeworfen wird, sich von der Basis zu entfernen, erlebt, daß nach ihren Äußerungen, nach Podiumsdiskussionen Leute auf sie zukommen und sich bedanken für Ermutigung und Stärkung. Sie würden seit Jahren Themen in ihren Gemeinden vertreten, die sie, Elisabeth Lingner, nun auch öffentlich benenne.

„Ich finde es oft unbarmherzig, wie wir mit Leuten umgehen“, sagt Lingner und erzählt vom Brief einer Frau aus Baden-Württemberg, die ihr von den Schwierigkeiten ihres schwulen Sohnes berichtet. Ob sie nun dafür eintritt, von Nichtprotestanten Gebühren für kirchliche Dienstleistungen in Kindergärten, bei Hochzeiten und auf Friedhöfen zu nehmen oder wenig genutzte Kirchen zu verkaufen — Kritik ist ihr stets gewiß. Die Tendenz zum Fundamentalismus, die sie an ihren Kritikern wahrzunehmen meint, erinnert sie an die Nachkriegszeit, die restaurative Enge der Adenauer-Ara.

1939 geboren, wächst sie in einer protestantisch-konservativen Familie auf. Ihr Vater gehört zum Kreis der bekennenden Kirche. Die Nazis nehmen ihm seine Stelle als Schuldirektor. 1942 stirbt er als Soldat unter nie ganz geklärten Umständen. Präsent bleibt er immer: Die Mutter setzt ihren toten, fünfzehn Jahre älteren Mann als wachsamen Erziehungsgehilfen und Seelenkontrolleur ein. „Ich hatte zwei Väter im Himmel, und beide hatten mich fest im Blick“ — ein Gefühl, das zu erkennen und zu überwinden sie lange gebraucht hat.

Elisabeth, ihre Geschwister und die Mutter werden in Hamburg ausgebombt und ziehen für einige Jahre ins lauenburgische Geesthacht. Ihr Abitur macht sie später in Hamburg, wo sie im Kirchenchor von St. Petri ihren Mann kennen- und lieben lernt.

Mit zwanzig heiratet sie den fünfzehn Jahre älteren Theologen Olaf Lingner. „Vor der Ehe war da nix“, lacht sie, „das waren eben die fünfziger Jahre, alles sehr eng und puritanisch.“ Zwölf Jahre lang ist sie Hausfrau, Mutter ihrer vier Kinder. Die Familie zieht nach Berlin.

Gegen restaurative Trends kämpft sie bis heute. Wohl auch gegen die Vater-Tochter-Muster, die ihr bei ihrer beruflichen und ehrenamtlichen Karriere begegnen. Sie war die erste Frau auf ihren Posten: als SPD-Stadträtin für Soziales und Gesundheit in Neumünster 1985, als Leiterin des Landessozialamtes Hamburg

1989, als Präsidentin der Synode 1991, als Chefin der Hamburger Gefängnisse 1992.

„Als ich zur ersten weiblichen Stadträtin gewählt wurde, da hatte ich richtig euphorische Gefühle.“ Den Alltag hat sie in anderer Erinnerung: Machtkämpfe, als Frau nie völlig gleichberechtigte Kollegin zu sein, sich nie auf den unter Männern üblichen Corpsgeist verlassen zu können, immer besser sein zu müssen als Männer auf dem Chefinnensessel.

Ihre Strategie dagegen: entschiedenes Auftreten und Arbeiten. Gestern ist sie um 23 Uhr aus der Behörde gekommen, zehn bis zwölf Stunden sind es meistens. Unberührt liegen die *Frankfurter Rundschau* vom Vortag, der *Vorwärts* und der *Spiegel* auf dem Tisch zur Sitzgruppe im Wohnzimmer, dekorativ wie in einem Wartezimmer. Die Sonnenblumen in der Bodenvase ahnen ihr Ende. Im Arbeitszimmer im ersten Stock warten die Akten auch an diesem Feiertag.

Als ihr Mann vor anderthalb Jahren starb, habe sie sich überlegt, das Haus in Blankenese aufzugeben. „Mich als Blankeneser Witwe wiederzufinden, das fand ich nicht so schön.“ Die Nähe zur Elbe für gelegentliche Spaziergänge, Platz zu haben für Besuche ihrer vier Kinder mit Anhang — sie ist hier wohnen geblieben.

Vor Jahren propagierte sie noch einen weiblichen Führungsstil. Heute weiß sie nicht mehr, wie der aussehen könnte. Untergebene und Mitarbeiter beurteilen sie unterschiedlich: Was den einen klar und entschieden erscheint, ist für andere berechnend, arrogant und kühl. Sie ackert — auch um Anerkennung.

Als sie die Leitung des Strafvollzugsamtes übernahm, schien sich für die Sozialwissenschaftlerin von der linken FU Berlin ein Kreis zu schließen. Ihre Diplomarbeit hatte sie nach fünfjährigem Studium 1977 über das Strafvollzugsgesetz geschrieben. Nun wollte sie den Gefangenen Tariflöhne zahlen, an Drogenabhängige kontrolliert Rauschgift ausgeben und die Therapieangebote verbessern. Das politische Klima für Strafvollzugsreformen war im Hamburg der neunziger Jahre nur kurzfristig günstig. Hohe Erwartungen von Sozialarbeitern und Gefängnisseelsorgern von unten und wachsender Druck von oben — 1994 wechselte sie auf ihre heutige Stelle.

„Das Gefühl, gescheitert zu sein, war in mir, das muß ich zugeben“, sagt sie vorsichtig. „Mir fällt es sehr schwer, Kritik von Leuten anzunehmen, die nicht einer Meinung mit mir sind.“

Die Wechsel zwischen mädchenhaftem, fast flirtendem Lachen, einen Fuß im weißen Stoffschuh locker aufs Sofa gewinkelt, und der bewußt formulierenden Politikerin mit prüfenden Blicken und herbem Gesichtsausdruck kommen schnell.

In persönlichen Beziehungen hat sie häufiger das Gefühl, schon zu schreien, wenn andere gerade Andeutungen wahrzunehmen beginnen. Sie braucht andere, ihre erwachsenen Kinder, Freunde, und hat das Gefühl, ihnen immer zuwenig zu geben.

Wenn nach der Synode ein Blumenstrauß vor ihrer Tür steht, das rührt sie. Eine Supervision will sie sich jetzt gönnen, aber ein Kreisen um die eigenen Gefühle wäre ihre Sache nicht. „Ich vermisse meinen Mann schon sehr, gerade in diesen Auseinandersetzungen.“ Er war ihr theologischer Berater, hat ihr Reden geschrieben. Sie schaut ins Leere, raucht. Und dann: „Ich habe Spaß an Arbeit und Macht“, ganz selbstbewußt.

Davor auch in der Kirche nicht zurückzuschrecken, die ihr noch immer zu sehr von Männern dominiert ist, das ist auch eigene Biographie. Da gehört sie hin. Da erlebt sie Gemeinschaft. Da hat sie sich entwickelt von der pedantischen Lutheranerin, die sich über die liturgisch falschen Farben der Kanzel- und Altarbehänge ärgerte, zur weltoffenen Protestantin, die sich sogar auf liturgischen Tanz im Gottesdienst einläßt: „Erst dachte ich, mich trifft der Schlag, aber dann stimmte es einfach.“ Sie bete auch selbst, persönlich. Mehr dazu nicht, das sei zu intim.

Sie ist keine Visionärin einer Kirche der Zukunft. Kirche heute, daran will sie mitarbeiten: einer offenen, entschiedenen Kirche, die sich nicht scheut, vermeintliche Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. Aber auch einer pragmatischen Kirche, die nicht über die Karteileichen jammert, die immerhin Geld in die leeren Kassen bringen. Tun, was zu tun ist, das gilt auch für sie selbst. Im kommenden Jahr will sie überlegen, ob sie 1997 erneut für die Präsidentschaft der Synode kandidiert. Noch hat sie die Lust nicht verloren.